



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Philippi, Adolf: Vom Werte der deutschen Litteraturgeschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nationalzeitung berichtete, die Probe schon bestanden. Eine unrentable Grube in Montieu bei Saint Etienne, die von den Besitzern aufgegeben war, wurde den Bergleuten auf deren Bitten überlassen und wirft jetzt einen schönen Ertrag ab. Weit weniger Schwierigkeit verursacht der Übergang der Grundstücke und Arbeitsprodukte von einem zum andern durch Tausch, Kauf und sonstige Verträge, denn sofern nur nicht Monopole hindern, sorgt hier die freie Konkurrenz schon dafür, daß man im allgemeinen nicht zu kurz kommt; von vollkommener Gerechtigkeit kann hierbei natürlich so wenig wie anderwärts die Rede sein und grobe Ungerechtigkeiten in einzelnen Fällen sind nicht ausgeschlossen.

So bringt es also unser verwickelter Gesellschaftszustand mit sich, daß sich in Sachen des Eigentums das materielle Recht verhältnismäßig selten ermitteln läßt. Dem juristischen Fachgeiste ist dieser Zustand vielleicht nicht unangenehm; wird er doch dadurch berechtigt, es sich bequem zu machen und zu sprechen: Was da! Gerechtigkeit hin, Gerechtigkeit her! Die *justitia distributiva* ist eine Idee kindlicher Zeiten. Recht ist, was das Gesetz anordnet, und was wir mit unsrer Auslegung aus dem Gesetze ableiten.

(Schluß folgt)



Vom Werte der deutschen Litteraturgeschichte



Mehr als zehn Jahre sind verflossen, seit sich das Goethehaus in Weimar öffnete und uns mit einer Anzahl erfreulicher Gaben beschenkte. Damals schien das Interesse an wirklicher, großer deutscher Litteratur neu erweckt, denn es war doch keine Kleinigkeit, daß zu einer förmlichen Goethegesellschaft über tausend Menschen zusammentraten, daß auf den Universitäten das Studium dieser Litteratur mehr als bisher gepflegt wurde, daß man Privatdozenten für Goethe und Schiller förmlich züchtete. Man sprach mit vollem Recht von einer Goethephilologie, und da der Ausdruck zunächst nicht in einem für die neue

deutsch herausgegeben hat. Beatrice Potter ist die Tochter eines Eisenbahnkönigs, hat zuerst Philosophie nach Herbert Spencer, dann die soziale Frage praktisch studirt, zuerst in Lancashire, dann im dunkelsten London, wo sie vier Jahre lebte, und unter anderm, als Arbeiterin verkleidet, drei Wochen in fünf Schneiderwerkstätten bei Schweifstreichern gearbeitet. Am 11. Mai 1888 erstattete sie dem zur Untersuchung des Schwitzsystems niedergesetzten Parlamentsauschuß Bericht. 1892 heiratete sie Herrn Sidney Webb, der, wenn wir nicht irren, ein höheres Amt in einem Ministerium bekleidet.

Richtung freundlichen Sinne erfunden war, so darf man wohl heute nach so langer Zeit an diese Erinnerung anknüpfen und fragen, ob jene bedeutende Erweiterung der Goethegemeinde, wie sich die wenigen Kenner früher gern nannten, eine Erscheinung von innerm Werte war oder nicht.

Daß das Goethejahrbuch allmählich weniger wertvoll wurde, konnte nach einer Seite hin nicht Wunder nehmen, denn der Schatz aus dem Nachlasse mußte sich erschöpfen. Auf der andern Seite aber wurde der Jahresband nicht dünner, und was die Lebenden hinzuthaten, um ihn zu füllen, mußte manchmal zu leisem Kopfschütteln Anlaß geben. Denn wenn erst jede unbedeutende Zeile, die über Goethe geschrieben, jedes Wort, das über ihn von Hinz oder Kunz gesprochen wird, mit aktenmäßiger Vollständigkeit nach Ort und Stunde gebucht werden soll, so befinden wir uns ja längst in dem unerquidlichen Dunstkreise des bekannten Nebelwindes, der herblich durch die dürrn Blätter säuselt, und haben die Empfindung: dazu brauchte man doch keine Goethegesellschaft zu gründen! Wir begreifen einerseits, daß sich die Zahl der Abnehmer des Jahrbuchs mit jedem der letzten Jahre verringert hat, werden aber auch andererseits von der treibenden Kraft dieser geistigen Gemeinschaft nicht zu hoch denken, wenn wir wissen, daß es sich nur um einen Jahresbeitrag von zehn Mark handelte, und wir verstehen ganz zuletzt recht wohl, warum, wie kürzlich in den Zeitungen zu lesen stand, die Goethegesellschaft als solche aufgelöst worden ist, und ihre Rechte auf das Kultusministerium in Weimar übergegangen sind.

Nicht ohne einen Anflug von Wehmut kann ich daran denken, welch eine Begeisterung unter der Jugend der deutschen Gymnasien, als ich jung war, für Schiller herrschte. Es war ein wahrer Schillerkultus, und er war doch ohne jede künstliche Pflege entstanden, denn die Schillerfeier von 1859, die man dahin rechnen könnte, fiel schon in das Ende meiner Gymnasiafenzeit. Aber es war auch nicht Schiller allein, der uns damals beschäftigte; wir gewannen von da aus ein lebhaftes Interesse an der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, zum Teil natürlich durch abgeleitete Bücher, sogenannte Litteraturgeschichten. Diese Neigung beschränkte sich keineswegs auf solche, die später Lehrer oder Pastoren werden wollten. Im Gegenteil erinnere ich mich, daß etwas später ein junger, aus Preußen nach Göttingen berufener Professor, der gern kleine, allgemein anregende Vorlesungen vor Zuhörern aller Fakultäten hielt, an den jungen hannöverschen Juristen ein aus gesprochenes Interesse an deutscher Litteratur rühmte, das er, um es zu erklären (er war nämlich Philosoph), als natürliche Gegenwirkung gegen ein besonders trocknes Fachstudium auffaßte. Vielleicht hatte es, wie wir sehen werden, doch auch noch andre Gründe.

Als akademischer Lehrer habe ich dann über zwanzig Jahre lang mit ehmaligen Gymnasiafen verkehrt. Wie man gern, wenn man auf Jüngere ein-

zuwirken hat, an seine eigne Jugend anknüpft, so suchte ich wohl in diesem von mir vorausgesetzten literaturgeschichtlichen Interesse einen Boden zur Verständigung über weiteres zu gewinnen. Ich bedurfte aber keiner langen Erfahrung, um zu sehen, daß ich, wenige Ausnahmen abgerechnet, diesen Umweg zur Vermittlung zwischen meinen jungen Freunden und mir eben so gut über ein beliebiges, uns beiden völlig fremdes Feld hätte nehmen können. Wenn ich mich nur an den einen Dichter hätte halten wollen, so konnte ich allenfalls einsichtsvollen Fachgenossen, denen ich meine Wahrnehmungen mitteilte, soviel einräumen, daß es ja begreiflich sei, wenn junge Leute nicht immer in Schillerschen Phrasen stecken bleiben, obwohl man doch dabei nicht vergessen durfte, daß der Urheber dieser Phrasen außerdem eine noch für unsre Zeit beschämend gute Prosa geschrieben hat. Ich konnte aber auch nicht finden, daß es mit dem Interesse an Goethe — trotz aller Goethegesellschaft — viel besser stand, und so begab ich mich denn bisweilen in Gesprächen mit meinen jungen Freunden selbst auf die Suche nach Gründen von dem, was nicht war, so wie einst mein Göttinger Professor ebenfalls seine Gründe für das, was damals noch war, auf seine Weise gesucht hatte. Bei solchen Anlässen wurde vielfach der bekannte Satz angeführt, das politische Leben — wir befanden uns ja längst in den siebziger Jahren — hätte die literarischen Neigungen erstickt. Darauf wurde es mir stets leicht, zu sagen: Liebe Freunde, interessiert ihr euch denn wirklich so ernsthaft für Politik, daß darunter eure literarischen Interessen leiden müßten? Ich merke nichts davon, denn wenn ihr euch auch nur halb so viel um Politik kümmertet wie die jungen Handwerker und Arbeiter eures Alters, so würde die Sozialdemokratie nicht so gedeihen. So sahen sie denn ein, daß jener Satz nicht viel mehr Bedeutung hätte als ein anderer, den man ebenfalls oft hört, und der das Gegenteil behauptet: daß nämlich auf den politischen Aufschwung gerade ein neuer Aufschwung der nationalen Literatur folgen müsse. Denn auf das Drama der „Jetztzeit“ warten wir bekanntlich bald seit fünfundzwanzig Jahren!

Man kann nicht für alles, was man zu erfahren glaubt, Gründe finden, ohne doch darum seiner Beobachtung weniger zu trauen. Ich behaupte also zunächst, unsre gebildete Jugend hat viel weniger Interesse an dem Geschichtlichen unsrer Literatur als vor dreißig Jahren. Damit stimmt auch eine andre Erscheinung überein. Unsre moderne Dichtung, so wenig man davon als solche mag gelten lassen, vor allem die am unmittelbarsten ohne buchmäßige Vermittlung auf die Menschen wirkt, die Bühnendichtung, macht sich so frei wie möglich von allen geschichtlichen Voraussetzungen. Darin liegt ja eigentlich das Wesen der „Moderne,“ wie man es mit einem schönen, neuen Femininum ausdrückt. Jede Dichtung und jede Kunst ist Spiegel ihrer Zeit. Die unsre beginnt in ihrer Betonung des Modernen und in der Abwendung von dem Geschichtlichen allmählich so einseitig zu werden, daß man sehr bald

vor unserm so gewöhnten Geschlecht mit mancher „Ausgrabung“ aus dem achtzehnten Jahrhundert wird Staat machen können, wenn man dem Gegenstande höchstens vorher einige Ecken und Kanten abgeschliffen hat. In dem Menschenalter, das auf die Befreiungskriege folgte, entstand die deutsche Geschichtschreibung. Dem Geschlecht, das nach 1870 heranwuchs, fehlt der Sinn für das Geschichtliche, sowohl auf politischem als auf geistigem Gebiete. Man sollte es ihm nahe zu bringen suchen. Thun es die Schriftsteller nicht, so muß es der Unterricht thun.

Aber ich wollte von der Litteraturgeschichte sprechen. In Preußen, also wesentlich in Norddeutschland, steht die Leitung der höhern Schulen einem eigentlichen litteraturgeschichtlichen Unterricht in der Hauptfache ablehnend gegenüber. Man treibt dafür seit langer Zeit „Lektüre deutscher Klassiker.“ Einzelne Werke werden nach Art der antiken Schriftsteller in den Unterrichtsstunden gelesen und schulmäßig erklärt. Es giebt eine ganze Bibliothek von Ausgaben mit erklärenden Anmerkungen. Aber obwohl die Privatlektüre ergänzend eintreten soll, kann die Kenntnis doch nur langsam fortschreiten. Es bleibt bei einem eng begrenzten Kreise von Musterstücken: Hermann und Dorothea, Dramen von Lessing, Goethe und Schiller, Lessings Laokoon, einigen Prosaabhandlungen von Schiller. Die an den antiken Schriftstellern geübte Gründlichkeit der Behandlung findet hier, unterstützt durch deutsche Aufsätze, ihre Fortsetzung, und ihre Begleiterin, die Langeweile, stellt sich dann ebenfalls ungesucht ein. Und anstatt vielfacher, gelegentlicher Anregung, wie sie ein guter litteraturgeschichtlicher Unterricht geben könnte, folgt dem Gymnasiasten auf die Universität eine bescheidne Sammlung mit Bleistiftstrichen verzierter Schulausgaben von klassischen deutschen Stücken und die Erinnerung an die daran geknüppte pedantische Belehrung. Man fragt sich, wozu denn die Professuren für deutsche Litteraturgeschichte eingerichtet sind, wenn das auf den Schulen keine weitere Verwendung finden soll. Es wird eingewendet, daß der litteraturgeschichtliche Unterricht, weil er fertige Urteile giebt ohne eigne Kenntnis der Werke, zur Ungründlichkeit und zur Phrase verleite, und daß gerade dem die Klassikerlektüre entgegenwirken solle.

Und doch ist dies nur ein Vorurteil, abgeleitet von jenem auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Arbeit geforderten Quellenstudium. Wohin würden wir mit diesem Grundsatz kommen? Jeder weiß, daß sogar in der wissenschaftlichen Arbeit, mehr aber noch in unsrer allgemeinen Bildung, alle Erkenntnis von abgeleiteten Wahrheiten und fertigen, zugerichteten Sätzen anfängt und dann erst für einzelne Teile unsers Wissens zu eigener, selbständiger Vertiefung vordringt, für andre aber immer auf der Stufe oberflächlicher Orientierung beharrt und diese dennoch als unverächtlichen geistigen Besitz festhält. Und nun soll das in den Schulstunden anders sein? Der ganze Geschichtsunterricht giebt doch nicht viel andres als fertige Urteile und zusammenfassende

Überfichten, die der Schüler niemals an den Quellen nachprüfen kann. Unsere Litteratur aber enthält die geistige Geschichte unsers Volks. Nur weil diese Litteratur eine Anzahl Werke hervorgebracht hat, die sich zum unmittelbaren Genuß für die Jugend eignen, soll die Geschichte, die Einwirkung dieser Litteratur, ganz wegfallen oder kümmerlich beschränkt werden und an ihre Stelle eine ebenso beschränkte Lektüre der Einzelwerke treten, denn alles andre führt zur Oberflächlichkeit und zur Phrase?

Wenn man nicht wüßte, daß diese Grundsätze bestehen und noch ganz zuletzt wieder ausgesprochen worden sind, so würde man sie in ihrer ganzen, unbegreiflichen Wunderlichkeit nicht für möglich halten. Eins nur wird vom Standpunkte einer praktischen Unterrichtsleitung aus begreiflich sein: es ist viel schwerer, einen guten Litteraturunterricht zu geben, als Schriftsteller lesen zu lassen. Zu jenem gehört Auffassung und geistige Bildung, zu diesem nichts, was sich nicht der erste beste durch sorgfältige Vorbereitung verschaffen könnte. Wenn also die Verwaltung sagte, es fehle ihr an brauchbaren, hinlänglich gebildeten Lehrern, so würde man das bedauern, aber doch verstehen und weiterhin fragen, wozu es denn Professoren an der Universität gebe. Daß aber eine Schulverwaltung diesen Unterricht als solchen für unzumutbar und sogar für schädlich hält, das gehört für mich zu dem Unverständlichsten, was ich jemals auf diesem Gebiete kennen gelernt habe.

Man hat den Unterricht in der deutschen Litteratur als eine Pflegeanstalt für Phrase und Unverstand vielfach in Ernst und Scherz den Mädchenschulen zugewiesen. Aber die „Bestimmungen“ des preussischen Kultusministeriums vom 31. Mai 1894, in denen die neuesten Reformen des Mädchenschulwesens zum Ausdruck gekommen sind, befehlen uns, daß auch dieser Standpunkt der Vergangenheit angehört. Wir treffen darin dieselbe Klassenlektüre wie auf den höhern Knabenschulen, fast denselben Kanon: etwas Lyrik von Goethe und Schiller und Uhland und von den Sängern der Freiheitskriege, ein (!) Drama Schillers, Goethes *Phigeneia* oder (!) *Hermann und Dorothea*, endlich Lessings *Minna*. Das ist alles von neuerer Litteratur, und nur soviel Geschichtliches, wie im Anschluß an diese Lektüre gegeben werden kann, soll behandelt werden. Ich möchte einen gebildeten Menschen bitten, sich recht deutlich zu vergegenwärtigen, was für Vorstellungen bei diesem Unterrichtszustande in den Köpfen der heranwachsenden Mädchen oder Knaben entwickelt werden sollen. Das achtzehnte Jahrhundert ist die Geschichte unsrer geistigen Entwicklung, die ganze Vorgeschichte unsers heutigen Lebens. Und die soll in den dürftigen Pferch jener sechs oder acht Schriftstellerwerke eingezwängt werden? Wer Lessings *Minna*, *Emilia* und *Nathan* auch alle drei gelesen hätte, wüßte doch von Lessing noch recht wenig, und ohne Klopstock und Herder, die, abgesehen von Herders *Eid*, keiner mehr liest, ist doch jene ganze Zeit nicht zu denken. Herder hat durch sein unftetes Wesen und durch seinen wunderlichen, zwischen Poesie

und Prosa einerschwankeuden Stil selbst dafür gesorgt, daß er nicht mehr gelesen wird; und wem das zuviel ist, der wird auch später kaum zu den schweren Büchern greifen, die über ihn geschrieben sind. Aber seine Anregungen sind noch lange nicht erschöpft, denn unter dem wüsten Geschwabe seiner Sätze liegt oft das lautere Gold, und das alles soll nun „im Anschluß an Goethe,“ wie der Kultusminister meint, also wie eine abgezirkelte, pedantische Anmerkung zu einem Text abgehandelt werden. Ich brauche kaum zu bemerken, daß an diesen „Bestimmungen“ der Minister persönlich völlig unschuldig ist. Sie sind der Niederschlag der innerhalb der Unterrichtsverwaltung längst feststehenden Anschauung. Weil also doch an der Tragweite dieser Anschauung unzählige gebildete Menschen mit ihren Interessen beteiligt sind, so könnte weiteres Nachdenken über das Wunderliche der Anschauung kein Gutes haben und unsern Kindern etwas verschaffen, was wir selbst zum Teil noch gehabt haben, nämlich einen guten Unterricht in deutscher Literaturgeschichte.

Auf den hannoverschen Schulen war früher dieser Unterricht allgemein. Das Land hatte selbst einen hervorragenden Literaturhistoriker, Karl Gödke in Göttingen. Er war nur Gelehrter, trat im Leben wenig hervor, man sah ihn kaum, und mancher Göttinger Student behauptete, es gäbe ihn gar nicht. Aber es gab ihn doch. Man merkte es aus seinen Büchern, während nach ihm so mancher sich bemerklich gemacht hat, von dessen Büchern man nichts wußte. Unter Karl Gödkes Büchern war eins besonders bei den Schülern beliebt, aber auch wie wenige geeignet, Interesse für deutsche Literatur zu wecken: Elf Bücher deutscher Dichtung von Sebastian Brant bis auf die Gegenwart, 1849. Außerhalb Hannovers fand ich später selten Leute, die das Werk kannten. Ich selbst habe es bis auf den heutigen Tag so lieb behalten wie damals in meiner Jugend und habe nie verstanden, daß dieses vortreffliche und spottbillige Hilfsmittel niemals wieder aufgelegt worden ist. Wir hatten ferner das Glück, auf dem Gymnasium einen ganz ausgezeichneten Lehrer zu haben, einen in der Wissenschaft und auf der Liste der großen Männer völlig unbekannt, aber im Reiche der feinen, geistigen Bildung bewanderten Mann. Solcher Gaben wird man sich, je älter man wird, desto mehr bewußt, und ich glaube nicht, daß ich irgend einem wissenschaftlichen oder unwissenschaftlichen Unterricht in meinem Leben soviel zu verdanken gehabt habe, wie den Literaturstunden dieses Mannes. Und doch war er gewiß, wenn auch kein alltäglicher Mann, ebenso wenig ein Phänomen. Solche Lehrer zu bilden und damit eine wirkliche Kulturarbeit zu erfüllen, wäre doch eine hohe Aufgabe für die Professoren der Universitäten, wenn sie sich dabei nicht zu stark in das Alt- und Mittelhochdeutsche verfangen wollten. Denn hier liegt in der That ein schweres Hindernis für den lebendigen deutschen Unterricht. Man stelle sich das achtzehnte Jahrhundert vor und die einzelnen führenden Geister, man sehe doch, wie wenige Täden nur noch von der mittelalterlichen Literatur zu ihnen hinüberlaufen,

und man wird zugeben, daß unsre spätere, wirkliche klassische Litteratur mit der frühern, sogenannten im Grunde genommen doch nichts zu thun hat.

Allerdings kann auch die Beschäftigung mit neuerer Litteraturgeschichte sehr gelehrte, einsame Wege gehen, wie das Goethejahrbuch zeigt und so manches Verwandte der Art. Doch mit irgend etwas Entlegnem und Gelehrtem muß sich nun einmal der Privatdozent seine Sporen verdienen. Immerhin bleibt es auffallend, daß wir an guten darstellenden Büchern durchaus keinen Überfluß haben. Der Meister der modernen Richtung, Scherer, hat freilich mit seiner Litteraturgeschichte gezeigt, daß er ein vortrefflich geschriebnes Buch zu schaffen vermochte. Sonst ist wohl noch immer der alte Wilmar in der Darstellung ebenso unerreicht, wie Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung als Buch der selbständigen, anregenden und zum Widerspruch auffordernden Gedanken.

Bei Scherer tritt noch mehr als bei den frühern der Fortschritt der Entwicklung hervor, geknüpft an das Erscheinen der einzelnen Werke und an das Lebensalter ihrer Verfasser, also das wahrhaft Historische der geistigen Erscheinung. Dadurch wird aus der Litteraturgeschichte noch etwas andres, als Biographie der Schriftsteller und Urteile über ihre Werke. Solche Bücher sind natürlich für fertige, denkende Menschen geschrieben. Der Unterricht kann die Biographie nicht entbehren. Aber sie ist ja auch nach der Anschauung, die wir zu bekämpfen haben, nicht das Gefährliche, sondern das Urteil, das fertige Urteil über das Werk eines Schriftstellers. Und doch entgeht man auch dieser Gefahr in keinem Buche. Denn eine Litteraturgeschichtschreibung ist ohne ein solches Urteil nicht möglich, ob es nun der einzelne für oberflächlich oder begründet, für einseitig oder zutreffend halten mag. Was also in Büchern unumgänglich ist, das soll im Unterricht schwinden?

Wollen wir nun nicht lieber dieses ganze, weitverbreitete Vorurteil gegen den litteraturgeschichtlichen Unterricht als zopfige, bockbeinige Pedanterie ansehen und die Folge davon, das schulmäßige Lesen und Erklären deutscher Klassiker, sobald wie möglich zu beseitigen suchen? Man halte doch einmal Umfrage bei den Schülern selbst, ehemaligen und gegenwärtigen, männlichen und weiblichen, und überzeuge sich, welche Eindrücke diese Lektüre hervorbringt. Die Klassiker, wenn sie lebendig sind, gehören ins Haus, und jeder einzelne muß sich sein Verhältnis zu ihnen suchen, sofern er überhaupt eins haben will. Die Schule kann Anregungen geben, die über die Einflüsse des gebildeten Elternhauses noch hinausgehen, und das geschieht am besten in litteraturgeschichtlichem Zusammenhange. Für viele wird das ungenützt bleiben. Das ist eben der Gang der Dinge. Aber das ist lange nicht so schlimm, wie wenn in dem schulmäßigen Klassikerlesen, für alle gleichmäßig, etwas dem Anscheine nach vollständig abgethan wird, und sich bei einem großen Teile der Schüler zu der falschen Vorstellung, man wäre damit fertig, auch noch die Unlust ge-

stellt, das kaum Angefangne fortzusetzen. Auf diese Weise — das wird hoffentlich manchem einleuchten — kann unsre gebildete Jugend kein innerliches Verhältnis mehr bekommen zu der großen Litteratur unsrer letzten Vergangenheit. Welchen Wert das doch hätte, will ich noch in wenigen Worten andeuten.

So lange das Vorrecht des Cotta'schen Verlags dauerte, war eine Goetheausgabe, auch wenn sie antiquarisch erworben worden wäre, für die meisten unerschwinglich, und selbst Schillers und Lessings Werke kosteten noch recht viel. Als nach der Mitte der sechziger Jahre das Privileg sein Ende erreichte, erwartete man eine neue Zeit für die deutschen Klassiker. Sie ist insofern eingetreten, als für ein einzelnes Litteraturwerk, welches es auch sei, seit wir die vielen billigen Ausgaben haben, der Kostenpunkt gar nicht mehr in Frage kommt. Darnach kann aber doch auch die Schule ihre Anregungen einrichten für die Zugänglichen, die sie dann für sich weiter führen werden. Für alles Volk ist ja doch solche Speise nicht bestimmt. Aber die Gebildeten sollen einen festen Standpunkt haben gegenüber dem, was sich in ihrer Zeit Litteratur nennt, was die Urteilslosen, das sogenannte Volk, gefangen nimmt und als ernste, geistige Macht zum Guten oder zum Schlimmen, allmählich eine öffentliche Meinung bildet, gegen die dann auch die Bessern vergebens ankämpfen. Diesen festen Standpunkt kann nur die geschichtliche Betrachtung geben, denn aus der Gegenwart, unter dem befangen machenden Eindrucke jedes Neuen, gewinnt der Mensch keinen brauchbaren Maßstab. Hier liegt meiner festen Überzeugung nach die Bedeutung des litteraturgeschichtlichen Unterrichts für die höhere Schule. Wer davon durchdrungen ist, wird ihn gewiß nicht mißbrauchen und zum Phrasenmachen verwenden.

Dresden

Adolf Philippi



Ein Ehrensold zum eisernen Kreuz?



och einmal diese Frage? Ja, denn „eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede.“ Auch die Träger dieses Kreuzes, die sich zu einem deutschen Bunde zusammengeschlossen haben, wollen nach diesem alten deutschen Spruche beurteilt sein und hoffen, daß alle die Blätter, die den ersten Aufsatz nachgedruckt haben, auch unsre Ausführungen zur Kenntnis ihrer Leser bringen werden.*)

*) Diese Erwiderung auf den Aufsatz in Heft 36 ist uns von dem Bundespräsidium der Ritter des eisernen Kreuzes in Deutschland (Oberstabsarzt d. L. Dr. Kleist) mit der Bitte um Veröffentlichung zugesandt worden.